



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literarhistorischer Dilettantismus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

welche Preller ebenso wie sein Sohn Friedrich bei der zweiten Italienreise begleitet hatte, war es leider nicht beschieden, die Vollendung der Bilder zu schauen, zu deren glücklichen Wiederaufnahme sie die erste Anregung gegeben hatte. Marie Preller starb am 2. Dezember 1862. „Für das Glück, welches dem Genius des Künstlers zu Teil wurde, forderte das Schicksal von dem Menschen ein furchtbares Opfer.“ Wenige Jahre später war es dem Sechzigjährigen gegönnt, in einer zweiten Verbindung mit einer liebenswürdigen und feinsinnigen Frau für seine letzte Lebenszeit neues Glück zu gewinnen.

Alles in allem hatte sich das Leben des Kämpfers, und zwar eines Kämpfers, der in dunkler Einsamkeit ringen muß, in das des Siegers gewandelt. Die Welt beugte sich dem Gottesurteil des Erfolgs. Die letzten Kapitel bei Roquette geben den warmen, lichten Schein, der Prellers Lebensabend schmückte, in lebendiger Mitempfindung treu wieder. Sie lassen es auch an den charakteristischen Zügen nicht fehlen, an denen die Persönlichkeit des Künstlers reich war und die den flüchtigen Besuchern natürlich rascher entgegentraten als die innern Eigenschaften des bedeutenden Mannes. Roquette verschweigt die zu Zeiten schroffe Einseitigkeit in Anschauung und Urteil nicht, welche von einer Entwicklung wie der geschilderten fast untrennbar ist. „Wo soviel Licht ist, haben auch die Schatten ihre eigentümliche Bedeutung.“

Die Wirkung des Buches wird eine durchaus günstige sein und bei vielen die Erinnerung an den großen Künstler erhalten und auffrischen helfen. Die beste Wirkung freilich, ein stilles Erwägen der eigentümlichen Bedingungen und Fügungen dieses Lebensganges, eine bestimmte Einsicht, daß die Männer vom Schlage Prellers etwas besaßen, das inzwischen verloren gegangen ist und ohne das doch kein höchstes Gelingen in irgend welcher Kunst gedacht werden kann, wagen wir nur an wenigen Stellen zu erwarten. Genug, wenn sie an den wenigen nicht ausbleibt! *



Literarhistorischer Dilettantismus.



n Leipzig erscheint ein Wochenblatt, welches unter dem Titel „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ als eine Fortsetzung des von Joseph Lehmann begründeten „Magazins für die Literatur des Auslandes“ betrachtet werden will. In einigen äußern Stücken mit Recht, dem Geiste nach aber durchaus ohne Grund und Zug. Unter der Leitung Lehmanns hatte das „Magazin“ seinen Wert und seine

Bedeutung als wirklich umfassendes Bild aller geistigen Bestrebungen des Auslandes, soweit dieselben der Kenntnissnahme würdig erschienen; es bildete eine willkommene Ergänzung zu den rein literarischen und den politischen Zeitschriften Deutschlands. Seit einigen Jahren jedoch zeichnet ein Herr Eduard Engel als Redakteur, sein großes — Hirn wollte auch in deutschen Dingen mitzu—sorgen haben, er fügte daher das In= zum Auslande hinzu, und die ganze magere Fämmerlichkeit des heutigen „Magazins“ war fertig. Die letzte Nummer des Blattes (24) welche vor uns liegt, ist charakteristisch für die ganze Art und Weise, in welcher Herr Engel redigirt. Fünf Spalten füllt der wörtliche Abdruck der Literarkonvention zwischen Deutschland und Frankreich, vier Spalten nimmt eine Rezension über den Roman von Dmpteda „Der Anhänger“ ein, drei die Ankündigung eines französischen Werkes über den Simplicissimus, welche für niemand neues enthält und in zwei Zeilen erledigt werden konnte, sechs einige Sitzungsberichte Londoner Gesellschaften, und den Schluß bilden sieben winzige Notizen. Zufällig also lebt jemand in London, dem es Vergnügen macht, über englische Vereine zu berichten, Herr Engel bringt die Referate, ohne zu bedenken, daß es noch viele andre Gesellschaften in der Welt giebt, die gleich interessantes wie die Londoner verhandeln; zufällig sendet ihm ein Pariser eine lange Rezension, welche dem Fremden wichtig sein mochte, dem deutschen Leser aber garnichts bietet, Herr Engel nimmt sie gleichwohl auf, denn sie füllt einige Spalten; zufällig fragt jemand an: Ich lese gerade einen hübschen Roman, wollen Sie eine Kritik darüber? Herr Engel bejaht, denn so bringt er eine neue Nummer zu stande. Schein, nichts als Schein! Statt daß Herr Engel sich die Mühe nähme, einen Überblick zu gewinnen über die gegenwärtige Literatur und nun seinen Mitarbeitern Auftrag gäbe, die hervorragenderen Erscheinungen und Ereignisse zu behandeln, stellt er alle Artikel, welche der Zufall ihm ins Zimmer schneit, manchmal Referate über Schulbücher, sehr oft philologische Klaubereien, selten Aufsätze über Poesie und schöne Literatur, niemals über das Theater, wahl= und ziellos zusammen, und der Leser empfängt ein Bild der heutigen Literatur, wie es richtiger manches politische Journal in seinem Feuilleton bietet. Dann und wann weist Herr Engel sogar ein ihm übermitteltes Manuskript zurück, mag es selbst das bedeutendste Buch kritisiren, wenn nämlich der Verleger die Todsünde beging und die Redaktion des „Magazins“ keines Rezensionsexemplars für würdig erachtete.

Dann und wann aber greift Herr Engel auch selbst zur Feder, erklärt sämtliche Ansichten, welche ihm und seiner trostlosen Nüchternheit nicht passen, für verrückt, indem er glaubt, Grobheiten genügen und der Ideen bedürfe es nicht, ihn Wischer und Scherr an die Seite zu stellen, und geht zurück an sein Geschäft. Herr Engel ist nämlich Stenograph des Reichstages. Leider genügt ihm jedoch dieser ehrenhafte Beruf nicht, er strebt höher hinaus, und deshalb pfuscht er den Literarhistorikern ins Handwerk, sobald ihm, was natürlich sehr

oft der Fall ist, die Redaktion des „Magazins“ Zeit und Muße gewährt. Seine Thaten aber auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, welche ihm ein Recht geben, auf Männer wie Julian Schmidt hochmütig herabzusehen und Ideen, welche er nicht versteht, für kindisch zu erklären, sind zunächst zwei dünne Hefstehen über die Übersetzungsfeuche in Deutschland und über die Frage, ob Franzis Bacon die Shakespeareschen Dramen verfaßt habe. Das letztere ist eine einzige Schimpferei, welche dem Vernünftigen nichts neues sagt, da diesem die historischen Zeugnisse für Shakespeare vollauf genügen, den Unvernünftigen aber nicht befehrt, weil die Frage ihrer Hauptsache nach auch schon vor der Veröffentlichung des Bacon'schen „Promus“ bestand.

In seiner ganzen Herrlichkeit zeigt sich jedoch der Dilettantismus des Herrn Engel erst in seinen größern Werken. Seit kurzem giebt nämlich die Verlagsbuchhandlung von W. Friedrich eine Serie von Literaturgeschichten heraus, als deren Hauptmacher Herr Engel erscheint. In dem Prospekt, welcher ohne Zweifel diesen Hauptmacher zum Verfasser hat, heißt es: „Es handelt sich hier nicht um eine Vermehrung der philiströsen Literaturgeschichten jede einzelne Geschichte wird in angenehmer, nicht doktrinärer Darstellung ein Bild des Besten geben, was die betreffende Literatur aufzuweisen hat, dieses Bild durch geschmackvoll ausgewählte Proben illustriren [Herr Engel illustriert also sogar Bilder] und mit dem großen Wust der unbedeutenden Namen und Bücher gründlich aufräumen.“ Woller kann man den Mund nicht nehmen, und wenn wir nach diesem Programm eine Geschichte der Weltliteratur erwarten, wie sie unser Jahrhundert als Muster den kommenden Geschlechtern überliefern darf, erwarten wir sicher nicht zu viel. Und nun die Erfüllung! In zwei Jahren hintereinander erscheinen von Herrn Engel eine Geschichte der französischen, eine der englischen und eine der amerikanischen Literatur, Werke also über die beiden umfassendsten Literaturen der Welt und nebenbei noch über eine engere, immerhin aber nicht arme Literatur. Herr Engel ist noch jung, er wird uns also einen bescheidenen Abriss, einen Auszug aus einigen Duzend andrer literarhistorischer Werke liefern und höchstens bei den bekanntern Erscheinungen es zum eignen Urteil gebracht haben, denn er hat doch unmöglich alle Bücher gelesen und durchdacht von den Chansons de geste bis auf Zola, von dem Beowulfsliebe bis auf Browning. Nichts davon! Herr Engel bezeichnet in der Widmung seiner französischen Geschichte, welche bis jetzt allein vorliegt,*) dieses Werk als die Frucht jahrelanger Studien, und wir müssen also annehmen, daß er Eigenes bietet. Und so ist es auch; wenn seine Urteile gleich durchgängig die seiner Vorgänger, natürlich möglichst oberflächlich aufgefaßt, wiederholen, so hat er doch zugleich in eine Unzahl Werke hineingeblickt, um Proben herauszulassen.

*) Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. 1. Bd. Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Eduard Engel. Leipzig, W. Friedrich, 1883.

Der Dilettant, wie er im Buche steht! Zum richtigen Lesen der Werke hätte es seiner bisherigen Lebenszeit allein bedurft. Trotzdem schreibt er etwas von mehrjährigem Studium, obwohl jeder gebildete Mann schon mit Hilfe des Konversationslexikons eine dreimal bessere Literaturgeschichte als die Engelsche zu stande bringen würde. Im Konversationslexikon steht wenigstens alles, was Herr Engel bringt; es steht aber besser, ausführlicher und reichhaltiger darin. Wer in aller Welt schreibt denn heute noch Literaturgeschichte wie Herr Engel, ein bloßes Sammelsurium von Namen und Büchern ohne jedes geistige Band! Fast nirgends wird die Entwicklung der Literatur mit der Entwicklung der sonstigen geistigen Kultur, des Volkes, der Gesellschaft (was ist eine französische Literaturgeschichte ohne eine Geschichte der Gesellschaft!) in Verbindung gebracht. Die einzelnen Kapitel beginnen gewöhnlich so: Überschrift: Die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. „Sainte-Beuve (1804—1869) hat seine literarische Laufbahn mit mehreren Gedichtsammlungen begonnen“ u. s. w. Keine Literaturgeschichte für Töchter Schulen kann abrupter vorgehen, keine ist so philiströs wie diese, denn keine beschränkt sich so sehr darauf, gerade das zu thun, was der Prospekt verdammt, eine bloße Aufzählung von Namen zu geben. Daß Herr Engel dabei einige ausläßt, die man sonst anführt, wie den Chretien von Troyes, das verschlägt nichts; im großen und ganzen giebt er ebensoviele Namen wie andre Leute auch, die nur einen Band von 540 Seiten zur Verfügung haben. Auf S. 532 handelt er in 36 Zeilen nicht mehr und nicht weniger als 17 französische Literarhistoriker ab und wagt es gleichwohl, jedem ein Prädikat zu geben wie dumm, schneidig, ungründlich, veraltet. Und das wäre nicht philiströs? Von den Schriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts erwähnt er gegen 150, und unter diesen mehr als 50 nur in einer Zeile; viele, wie Barrière, Sully, Brudhomme, Sandeau, About, Erckmann-Chatrian, Champfleury u. a. werden in vier bis acht Zeilen übers Knie gebrochen. Ja um des Himmelswillen, was machen denn die verhassten philiströsen Bücher schlimmeres? Die bedeutenden Autoren haspeln doch auch sie nicht anders als auf einem halben Dutzend Seiten ab! Nun, und wie behandelt Herr Engel die bedeutenden Autoren? Voltaire, behauptet er, ist die Klippe für jede Darstellung der französischen Literatur, ihm gegenüber also wird er versuchen, sich als Meister zu zeigen. Leider können wir diesen Beweis der Meisterschaft nicht einfach zum Ausdruck bringen; er besteht in einer bloßen Erzählung des Lebens, einer Zusammenstellung aller bisherigen Urtheile über Voltaire und seine philosophischen Ansichten, natürlich ohne Gänsefüßchen, einer fast nackten Aufzählung der Schriften und drei kleinen Gedichtproben. Originell ist nur die Behauptung, daß Voltaires sämtliche Dramen, Episteln, Geschichtswerke, Epopöen u. s. w. heute in der Form von Leitartikeln oder Feuilletons erschienen wären. Herr Engel hat einmal etwas läuten hören von dem journalistischen Geiste Voltaires; gleich schematisirt er diesen Gedanken in kleinlichster Weise und bedenkt nicht, daß

gerade ein Mann wie Voltaire sich heute wie früher aller wirklichen Mittel bedienen würde, um seinen Ideen Geltung zu verschaffen, also vor allem auch des Theaters und des Romans.

Aber es ist unnütz, Herrn Engel auch nur einen Augenblick ernst zu nehmen. Mit welcher Überstürzung er Literaturgeschichte schreibt, dafür nur noch ein einziges Beispiel. S. 428 heißt es: „Der größte französische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts ist Viktor Hugo“; S. 443: „Alfred de Musset hat sich gleich mit seinem ersten Gedichtbände als einen ebenbürtigen — die Nachwelt wird sagen [Herr Engel gerirt sich also bereits als Vertreter der Nachwelt] überlegenen — Dichter ersten Ranges neben Viktor Hugo und Lamartine gestellt“; S. 481: „George Sand ist neben Viktor Hugo die imposanteste Erscheinung der neueren französischen Literatur.“ Wer ist nun der Bedeutendste von diesen vieren? Das ist die Folge, Herr Engel, Ihres dilettantischen Messens und Abwägens und Ihrer nichtsagenden Spielerei mit leeren Superlativen wie „größte“, „glänzendste“, „imposanteste.“ Auf weitere Einzelheiten einzugehen verbietet uns der Raum; nur den einen Rat wollen wir Herrn Engel noch geben, daß er in Zukunft nicht über Zola schreiben möge, ehe er Zolas theoretische Schriften gelesen, und nicht über Naturalismus und Realismus, ehe er den Unterschied dieser Worte erkannt hat; selbst er wird dann fürder kein solches Gefasel wie das im 35. Kapitel zu stande bringen.

Der Stil seines Buches ist schlaff, ohne Rundung und Feile, ein journalistischer Tagearbeitsstil, Bildungen wie „mit dem Invergessenheitgeraten“ oder „daß wir ihnen das eine oder andre durch Schadenflugwerden schon gönnen mögen“ sind nicht selten. Eigentliche Verstöße gegen die Grammatik kommen freilich nicht vor (selbst davor ist man ja heute bei vielen Schriftstellern nicht mehr sicher) und so können wir wenigstens mit einer Anerkennung schließen. Summa Summarum: Das Engelsche Werk, als ein bloßes Kompendium dilettantischer Mache für Schüler und Schulgenossen nicht ohne Wert, ermangelt jeder selbstständigen Bedeutung als Werk der Wissenschaft, und sein Verfasser hat alle Ursache, bescheiden zu sein, im Hintergrunde zu bleiben und nicht alle Konkurrenten für philiströs und verrückt auszuschreien. Der Rückschluß liegt zu nahe.

